

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeb.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5spaltige Zeitspalte ober dem Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Das Briefgeheimnis.

* Leipzig, 3. März.

Die mangelhafte Wahrung des Briefgeheimnisses seitens der Privatposten wird in den Motiven zu dem Gesetzentwurf betr. Abänderung des Postgesetzes besonders betont; an verschiedenen Stellen wird darauf hingewiesen, daß „das Briefgeheimnis hinsichtlich des verschlossenen Briefes auch bei der besagelten Privatpost nicht den vollen Schutz genießt, wie ihn die staatliche Postverwaltung gewährt“.

Der volle Schutz der staatlichen Anstalt! Das klingt so annehmlich selbstbewußt, daß einige geschichtliche Erinnerungen am Platze sein mögen.

Am 14. Mai 1811 erließ der preussische Staatskanzler v. Hardenberg an den Königsberger Polizeipräsidenten eine Verfügung, worin es hieß: „Unter allen Maßregeln, die in der höheren Polizei Anwendung finden, ist die Kontrolle der Briefe ohne Zweifel die wichtigste... Das hiesige Hofpostamt (in Berlin), welches eine Liste der in höherer politischer Hinsicht verdächtigen Subjekte mit der Anweisung erhalten hat, alle an sie und womöglich auch die von ihnen kommenden Briefe zu öffnen und durchzusehen, teilt mir posttäglich ein Verzeichnis aller geöffneten Briefe mit u. s. w.“

Daß dieses „Schwarze Kabinett“ auch noch um die Mitte unseres Jahrhunderts bestand, wissen wir aus dem Briefwechsel des preussischen Generalpostmeisters von Nagler mit seinem Vorgesetzten, Staatsrat Kelsner, worin dieser große Halunke, dem jetzt noch in der postoffiziösen Presse Loblieder gesungen werden, in cynischer Weise über die „albernen Brieföffnungsstrudel“ spottet. Auch Bismarck selbst hat im Vorjahre ausgesprochen, daß zu der Zeit, „als er noch preussischer Bundestagsgesandter in Frankfurt war, es mit dem Briefgeheimnis auch eine solche Sache gewesen sei. Er habe seinen ausländischen Kollegen, wenn sie ihm Briefe zur Mitbestellung durch den Kurier übergeben wollten, direkt abgeraten, es zu thun.“

Später dann, als er an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt wurde, hat Bismarck diese Gepflogenheiten keineswegs als nebenächlich beiseite gelassen. So konstatiert Graf Arnim in seiner Schrift: Pro nihilo aus den Untersuchungsakten, daß auf dem Postamt Grambow i. P. ein vermeintlicher Briefwechsel zwischen ihm und dem Dänen Hansen amtlich überwacht worden sei. Und wieder ist es Bismarck, der aus der Thätigkeit der beiden letztverstorbenen Generalpostmeister offen ausplaudert, daß „unter Philippborn die Auslieferung von Briefen vielleicht ab und zu vorgekommen sei; unter Stephan sei es sehr viel schwerer gewesen, derartige Wünsche durchzusetzen“.

Daß die Auslieferung von Briefen unter Herrn v. Stephan zwar „viel schwerer“ gewesen ist, mag vielleicht zutreffen. Daß sie aber vor sich gegangen ist, geht außer aus diesen Worten auch aus den Thatsachen der letzten 25 Jahre hervor. Das

in London erscheinende russische Organ Vorwärts brachte in seiner Nr. 18. 1875 die Nachricht und auch die Beweise dafür, daß zur Zeit der Ankunft des russischen Kaisers in Dresden alle dort eingelaufenen Briefe aus Rußland und Polen untersucht und gelesen wurden, selbst diejenigen, die an die Adresse eines Deutschen gerichtet waren. Aus dem Jahre 1873 existiert sogar ein Gerichtsprotokoll, das die Thatsache der Erbrechung von Briefen ausdrücklich als erwiesen annimmt. Der Volksstaat hatte nämlich aus dem Postkasten einen Artikel über die Verletzung des Briefgeheimnisses nachgedruckt und war, ohne daß Anklage erfolgte, verschwiegenlich daraus zurückgekommen. Als schließlich doch Klage erfolgte, brachte die erste Instanz zwar eine Verurteilung, die zweite Instanz jedoch die Freisprechung. In dem Erkenntnis vom 22. Februar 1873, das, wie Liebknecht im Reichstage konstatierte, von der deutschen Presse systematisch totgeschwiegen wurde, heißt es:

Durch die auf Antrag des angeklagten August Bernhard Muth ... befragten Zeugen Fink, Bebel, Liebknecht, Frische ist eine Mehrheit von Fällen nachgewiesen worden, in welchen von auswärtigen Führern der sozialdemokratischen Partei an die Expedition und Redaktion der Zeitschrift Volksstaat hier, sowie die hiesigen Führer dieser Partei, ebenso wie von diesen an auswärtige Gesinnungsgenossen gerichtete und der Post zur Beförderung übergebene Briefe und Pakete in entgegengekehrter Richtung in so verletztem Zustande an die Adressaten gelangt sind, daß man deutlich an denselben hat wahrnehmen können, wie dieselben in der Zwischenzeit an den Seiten aufgeschnitten oder sonst zur Herausnahme des Inhalts geöffnet und später wieder zugestrichelt und verschlossen worden waren. . . .

Die Beweise (Couverts) für diese Briefverletzungen, die bei dem damaligen Leipziger Bezirksgerichte aufbewahrt wurden, zeigten, daß ein Teil der Briefe nur deutsches Gebiet berührt hatte.

Außer diesen Thatsachen führte Liebknecht in der 16. Sitzung des Reichstages vom 28. November 1875 dann noch eine lange Reihe von Fällen an, wo die verschlossenen Korrespondenzen zwischen Leipzig-Wasel, Leipzig-London, Leipzig-Darmstadt, Frankfurt a. M., Leipzig, Hildesheim-Berlin teils offen, teils stark verletzt, so daß der Inhalt eingesehen werden konnte, die dann natürlich aber amtlich verschlossen worden waren, in die Hände der Empfänger gelangten. Sogar Briefe in extra starken Leinwandcouverts, fünfmal gesiegelt, zeigten deutlich die Spuren des Messers, wie beim Circulieren des Umschlages im Reichstage festgestellt wurde. Ja, solchen Umfange nahmen schon damals die Störereien an, daß John Heikendach in der Deutschen Spinnstube seine Korrespondenten warnte, nicht dem Wunsche der Post, die Briefe nicht fest zuzulieben, nachzukommen, im Gegenteil sie so fest wie möglich zu verschließen, da Briefe aus Süddeutschland und der Schweiz in stark beschädigtem, dann aber wieder „amtlich“ verschlossenem Umschlage ankämen.

Es war in dieser Sitzung, als Herr v. Stephan das Wort aus sprach: Sie können versichert sein, m. H., daß das Briefgeheimnis auf

dem Gewissen der Postbeamten ebenso sicher ruht, wie die Wibe auf dem Altar.

War dieses Wort schon durch die vorhergehenden Vorgänge lägen gestraft, so noch vielmehr durch die nachfolgenden Maßnahmen.

Anfang 1879 brachten die Times die Nachricht, daß Stephan den Fürsten Bismarck in dessen Sommerresidenz aufgesucht habe, und daß dort die Aufhebung des Briefgeheimnisses für Sozialdemokraten beschlossen sei. Anfangs abgelehnt, wurde diese Mitteilung doch bald bestätigt durch die Verfügun des Reichspostamts vom 6. Februar 1879, in der es bezüglich der vorzubereiten inländischen und ausländischen periodischen Zeitschriften hieß:

Dieselben dürfen, sofern sie unter Band ic., in sonst erkennbarer Weise, oder in einer solchen Verpackung, daß der Inhalt äußerlich unzweifelhaft als in Exemplaren von botener Zeitschriften bestehend erkennbar ist, den Reichspostanstalten zugehen, nicht weiter befördert bez. den Empfängern ausgehändigt werden; vielmehr haben die Postanstalten derartige Sendungen an die nächste Polizeibehörde abzuliefern.

Was nun kam, ist bekannt. Die Verfügung, die den Beamten die Spionage geradezu zur Pflicht machte, wurde nur zu gut befolgt. Es blieb nicht bei Drucksachen und es sollte auch nicht bei Drucksachen bleiben. Briefe, die abisiert waren, kamen entweder gar nicht oder erbrochen an; Postanweisungen wurden der Polizei angezeigt und ausgehändigt; Bemerkungen auf den Abschnitten der Postanweisungen wurden der Staatsanwaltschaft in die Hände gespielt; Pakete wurden einfach angehalten, der Empfänger nach dem Postamt eltiert, und in seiner Gegenwart die Durchsuchung vorgenommen; Gelder und Briefschaften wurden mit Beschlagnahme belegt und erst nach Untersuchung durch die Polizei dem Adressaten zugestellt. Mit einem Wort: es wurde einfach ins Blaue hinein beschlagnahmt und erbrochen. Und wo das nicht geschah, fand sich die Polizei bei dem Adressaten eigentümlicherweise gerade in dem Momente ein, wo ihm Postfächer zur Bestellung gebracht wurden.

Bis jetzt war in den offiziellen Auslassungen aber wenigstens noch der Schein gewahrt worden. Die Verfügung sprach nur einzig und allein von periodischen Druckschriften, das heißt von solchen Zeitschriften, deren Debitierung gesetzlich Sache der Post war. Gingen die Beamten hierüber hinaus, was ja natürlich und selbstverständlich erwünscht war, so hatte die Verwaltung sich doch den Rücken freigelassen.

Inzwischen rückten die 1881er Wahlen immer näher; Fürst Bismarck arbeitete mit Hochdruck, mit ihm Herr v. Stephan.

Mit den verschärften Maßregeln trat letzterer zuerst am 4. Juni 1881 hervor. Im Amtsblatt Nr. 26 wurden die Postanstalten angewiesen, auf „das Vorkommen der Druckschrift: Arbeiter-Lieder sorgfältig zu achten; sobald aus den Sendungen äußerlich erkannt werden kann, daß dieselben die Druckschrift enthalten, ist nach Maßgabe der Amtsblattverfügung vom 6. Februar 1879 zu verfahren“.

Seuiletton.

Nachdruck verboten.

Zwei Brüder.

Von Guy de Maupassant.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Decher.

Nach Tisch begab Peter sich auf das Bureau der Gesellschaft, um sich dort über mancherlei zu unterrichten, und erfragte auch den Namen des Arztes, der mit der morgen auslaufenden „Picardie“ reisen sollte, denn er gedachte sich bei ihm nach manchen Einzelheiten des neuen Lebens und den Eigentümlichkeiten desselben zu erkundigen.

Da Doktor Brette sich schon an Bord befand, suchte er ihn auf dem Schiff auf und wurde in einer kleinen Kabine von einem jungen Mann mit blondem Bart, der große Ähnlichkeit mit seinem Bruder hatte, empfangen. Sie plauderten lange miteinander.

In der hallenden Tiefe des ungeheuren Schiffes vernahm man das verworrene Getöse emsiger und mannigfacher Handtierung: das Rollen der Witter, die im Raum verstaut wurden, den Schall von Schritten, Stimmengewirr, das Klappern der Dampfmaschinen, die Pfiffe der Bootleute und das Klirren der Ketten, die mit heiserem Ton von dem Dampfhauch der Maschine, der aus dem Innern drang und von Zeit zu Zeit den ganzen Riesenschiff erbeben machte, auf und ab gehäpelt wurden.

Als Peter sich von seinem Kollegen verabschiedet hatte und wieder auf festem Land war, befahl ihn eine bisher nicht gekannte Traurigkeit, die auf ihn niederkam und ihn umhüllte, wie einer jener Nebel, die vom Ende der Welt

her über's Meer gezogen kommen und in ihrem ungreifbaren und doch undurchdringlichen Dunst etwas Unheimliches, Unreines, wie der Pesthauch ferner, lebensfeindlicher Gestade mit sich führen.

Auch in den Stunden wilder Verzweiflung, tiefster Schmerzen hatte er sich nie so im Elend ersticken, verstricken gefühlt.

Run hielt ihn gar nichts mehr, nun war jedes Band in Fetzen gerissen. Als er alles, was an Bärtlichkeit und Liebe in seinem Herzen gewesen, mit rauher Hand entwurzelt, hatte er doch wenigstens dies erbärmliche Gefühl, ein herrenloser, verlaufener Hund zu sein, das ihn jetzt beschlich, nicht gehabt.

Das war keine innere Qual, kein sittlicher Schmerz mehr, es war der Jammer des obdachlos gewordenen Tieres, die körperliche Angst der vertriebenen, heimatlosen Kreatur, die nicht hat, wo sie ihr Haupt niederlege, die sich dem Regen, dem Wind, dem Blitz und allen rohen Gewalten der Natur preisgegeben fühlt.

Als er den Fuß auf dieses schwimmende Gebäude gesetzt, dieses wellengeschaukelte, enge Kämmerchen betreten, hatte sich die innerste Natur des Wandersmannes, der seiner Lebtage in einem unbeweglich feststehenden, ruhigen Bett geschlafen, gegen die Unsicherheit, die nun künftig sein Lebens-element bilden sollte, mächtig aufgelehnt.

Bis heute hatten Fleisch und Blut sich geborgen gefühlt hinter der festen, tief in der Erde ruhenden Mauer, durch die Gewißheit, an derselben Stelle, wo sie sich zur Ruhe gelegt, wieder zu erwachen, unter einem Dach, das Wind und Wetter schützend abhält; jetzt sollten all die Stürme, die Hitze wie die Kälte, denen man im behaglichen Heim freudig Trotz bietet, den Schutzlosen treffen, ihn in einer oder der anderen Weise unaufhörlich quälen.

Statt des Bodens, den er heute noch unter seinen Füßen fühlte, sollte er auf dieses rollende, grollende, alles verschlingende Meer angewiesen sein; statt der Straßen, der Gärten, in denen man sich verlieren, sich müde laufen, spazieren gehen kann, nichts als ein paar Meter lange Bretter, auf welchen man mit anderen Gefangenen wie ein Beurteilter hin und her geht.

Keinen Baum, keine Blume, keine Strafe, kein Haus, nichts als Wolken und Wellen. Tag für Tag das Fahrzeug unter sich schwanke fühlen, sich beim Sturm an die Bretterwand lehnen, sich an die Thüren klammern, sich an schmalen Bettrand krampfhaft festhalten, um nicht zu Boden geschleudert zu werden, und an ruhigen Tagen nichts vernehmen, als die trübende Drehung der Schrauben, und das Boot, das uns trägt, immer dahin eilen zu fühlen in unaufhörlicher, gleichmäßiger, zur Verzweiflung treibender Schnelligkeit.

Und zu diesem Dasein eines Galeerensträflings war er verdammt, einzig und allein, weil seine Mutter der Leidenschaft eines Mannes nicht Widerstand zu leisten vermocht hatte.

Fast zusammenbrechend unter dem Weh, das den Auswanderer, der sein Vaterland für immer zu verlassen gedankt, so häufig übermanni, schritt er dahin.

Jetzt hatte er nicht mehr jene hochmütige Menschverachtung, den wegwerfenden Abscheu vor den unbekannteren Leuten, die an ihm vorübergingen, nein, jetzt empfand er ein schmerzliches Verlangen, mit ihnen zu sprechen, ihnen zu sagen, daß er Frankreich verlassen werde, ein bißchen Trost und Teilnahme von ihnen zu empfangen. Im innersten Herzen fühlte er sich wie ein Bettler, der verschämt die Hand nach einer kleinen Gabe ausstreckt; scheu und doch so mächtig